Im Höllenmarsch nach Warschau verschleppt

Der Leidensweg eines volksdeutschen Uhrmachers

Hans Roeßler Aufn.: Privat

Als Zwanzigjähriger übernahm ich 1930 das väterliche Uhrmachergeschäft in Tuchel (Westpreußen). Ich war mir darüber im klaren, daß ich als einziger deutscher Uhrmacher gegen drei polnische Geschäfte dieser Art keinen leichten Stand hatte, und versuchte nun mit Energie und Tatkraft, das Geschäft so gut als möglich zu führen.

Als der Führer das Schicksal Deutschlands in die Hand nahm, fanden sich auch die Deutschen im ehemaligen Polen immer mehr zu einer Schicksalsgemeinschaft zusammen. Nachdem ich 1933 Turnwart der deutschen Turnerschaft wurde, übernahm ich 4 Jahre später die Ortsgruppe der Jungdeutschen Partei, welche der Hitler-Bewegung nahestand. Die Polen versuchten durch verstärkten Boykott die deutschen Geschäfte auf den Ruin zu bringen. Auch wurde des öfteren die polnische Bevölkerung durch Hetzredner aufgefordert, die deutschen Geschäftsleute zu meiden, und die Fanatiker gingen sogar so weit, neben anderen Geschäften mein Uhrengeschäft öffentlich anzuprangern. Die Reaktion blieb nicht aus, das Geschäft ging immer mehr rückwärts; aber trotzdem blieb ich meiner Absicht treu, auf vorgeschobenem Posten auszuhalten.

Ein Zeichen, daß deutsche Arbeit auch bei den Polen, besonders in Beamtenkreisen, einen guten Namen hatte, zeigt, daß beispielsweise manche Polen oft nach Ladenschluß bei Dunkelheit mich aufsuchten, um Arbeit zu bringen und dabei, wenn auch ungewollt, dem deutschen Handwerker mehr Vertrauen entgegenbrachten als den polnischen.

Inzwischen wurde der wirtschaftliche Druck immer stärker. Haussuchungen, Verfolgungen und Mißhandlungen waren an der Tagesordnung. Auch spürte ich immer mehr, wie schwer es war, hier durchzuhalten. Auf der Straße war man schutzlos Belästigungen ausgesetzt, und verhetzte Polen machten sich ein Vergnügen daraus, einen mit Steinen zu bewerfen.

14 Tage vor Ausbruch des Krieges donnerte es um halb 12 Uhr nachts an meiner Wohnungstür und Polizei und Militär verlangten Einlaß. Es wurde mir zum Vorwurf gemacht, daß ich einen Geheimsender und Waffen verborgen hätte. Über 5 Stunden lang durchwühlten sie die Wohnung, zerschnitten die Betten, rissen die Wäsche aus den Spinden und unterzogen mich einem Kreuzverhör. Die Untersuchung ergab natürlich die Haltlosigkeit dieser lächerlichen Anschuldigung. Die Schikanen wollten nicht mehr abreißen, und der politische Horizont verdüsterte sich immer mehr.

1. September 1939. Am frühen Morgen wurde ich von Militär aus dem Keller geholt und zur Polizeiwache gebracht. Meine Mutter, die sich auf der Kellertreppe an mich klammerte, wurde die Treppe hinuntergestoßen. Mit mehreren anderen Volksdeutschen marschierten wir dann zu Fuß nach dem 50 km entfernten Kulm. Von dort aus wurden wir unter strenger Bewachung wie Schwerverbrecher nach Thorn getrieben. In Thorn angekommen, wurden wir von dem Pöbel, darunter auch zwei polnischen Fliegeroffizieren, mit Steinen beworfen und mit Knüppeln und Fäusten bearbeitet, wodurch viele Kameraden stark blutende und aufgedunsene Gesichter hatten und fast nicht mehr zu erkennen waren. Wir mußten die unglaublichsten Sachen über uns ergehen lassen und waren vollkommenes Freiwild. Es ist nicht zu beschreiben, in welcher sadistischen Weise sich das polnische Untermenschentum gegen uns wehrlose Menschen austobte.

In Thorn waren es bereits einige hundert Deutsche, und wir marschierten nun nach Alexandrowo, alles ohne jegliche Verpflegung und unter ständigen Mißhandlungen der Begleitmannschaften und des aufgepeitschten Mobs. Hinter Alexandrowo wurden einige junge Deutsche aus dem Zuge herausgeholt und mußten sich mit dem Gesicht an die Wand eines Schuppens stellen und wurden grausam mit dem Kolben zu Tode gemartert. Die unglücklichen Opfer dieser feigen polnischen Mordlust wurden später von deutschen Truppen mit Arm- und Beinbrüchen und aufgeschnittenen Leibern aufgefunden. Auch ich wurde für diese furchtbare Aktion herausgegriffen, jedoch gelang es mir in einem unbewachten Augenblick, mich am hinteren Ende des Verschlepptenzuges wieder einzureihen und entging so dem sicheren Tode. Und so ging es weiter über Feldwege und Wälder. Alle beherrschte nur der eine Gedanke: Wird es den deutschen Truppen noch rechtzeitig gelingen, uns zu befreien, bevor es zu spät ist? Plötzlich kam das Kommando: Alle hinwerfen, wieder aufstehen, Hände hoch und mit erhobenen Händen laufen und wieder hinwerfen. Und dann wurde wahllos mit Maschinengewehren und Karabinern in unsere Reihen hineingeschossen. Wir sahen Kameraden in drei Stücke geteilt, und wieder anderen war der Leib aufgeschlitzt. Ein Kamerad, der schon angeschossen war und auf den diese Bestien in Menschengestalt noch immer schossen, richtete sich auf und sagte: „Könnt Ihr verfluchten polnischen Schweine nicht besser schießen, gebt mir das Gewehr, ich will Euch zeigen, wie ein deutscher Mann schießt!" Er wurde hierauf mit dem Kolben erschlagen. Etwa 40 Deutsche wurden in gleicher bestialischer Art niedergemacht. Wer vor Erschöpfung zusammenfiel, der wurde die willkommene Beute dieser Henkersknechte. Ich werde jene Frau nie vergessen, die stark blutende Wunden an der Backe hatte und der das rechte Auge buchstäblich heraushing, die bat uns flehentlich, sie doch mitzuschleppen. Noch einmal — so sprach diese Unglückliche — möchte sie ihren einzigen Sohn, der auch in dieser Gruppe war, sehen. Trotz des hohen Blutverlustes hielt sie diesen sechsstündigen Marsch bis zum nächsten Bestimmungort mit unserer Unterstützung auch tapfer durch. Als die von rasenden Schmerzen gepeinigte Frau ihren Sohn erblickte, winkte sie ihm noch einmal zu und entglitt unseren Armen. Sie konnte die Heimkehr ins Großdeutsche Reich nicht mehr erleben.

Indes wurde dieser traurige Leidenszug immer trostloser und jämmerlicher. Die Strapazen wurden immer größer. Jeder war fußkrank, und da wir so gut wie keine Verpflegung hatten und der Willkür der Begleitmannschaften schutzlos ausgeliefert waren, fiel so mancher todmatt aus den Reihen und wurde von den Polen „liquidiert". Infolge der vielen deutschen Fliegerangriffe marschierten wir meist in der Nacht, und bei Tage waren wir wie Tiere in Kuhställen zusammengepfercht.

In einem unserer letzten Stall-Quartiere fiel uns auf, daß hin und wieder ein Kamerad geholt wurde und nicht mehr zurückkehrte. Die Spannung stieg ins Ungeheuerliche. Da stieg mein Nebenmann auf eine Kiste und schaute durchs Stallfenster und sieht die Leichen verschiedener Marschteilnehmer. Ein Kamerad lag nackt auf einem provisorisch zusammengenagelten Tisch und wurde mit einem Dornapparat, wie man ihn im Schlachthaus für das Vieh benutzt, getötet. Ein ganz roher Geselle der Begleitmannschaft sagte zu einem Bekannten meiner Heimatstadt: „Jetzt wirst Du und Roeßler abgeschlachtet." Ob dieser furchtbaren Drohung kam meinem Landsmann Schaum aus dem Mund, und wir hatten Mühe, ihn zu bändigen. Er wurde mit 14 anderen Kameraden wahnsinnig. Es war eine schreckliche Nacht. 400 Menschen waren hier, ausgehungert, fußkrank und blutig geschlagen, in einem Kuhstall und Schuppen untergebracht, und in der bangen Erwartung, was uns wohl noch alles bevorstehen mag, waren wir der Verzweiflung und dem Wahnsinn nahe.

Am nächsten Abend wurden wir wieder weitergetrieben. Was sich da ereignete, ist wirklich kaum zu schildern. Die Begleitmannschaften mußten einmal wieder ihre Mordlust befriedigen; was nur ein polnisches Hirn an Grausamkeiten ersinnen kann, wurde angewandt. Ich habe es mit eigenen Augen gesehen, wie diese Mörderbande einen Volksdeutschen herausgriff, an einen Baum stellte, und während der eine ihm ein dreikantiges russisches Bajonett an die Stirn hielt, schlug ein anderer mit dem Kolben auf das Bajonett, so daß dieses bedauernswerte Opfer buchstäblich an den Baum genagelt wurde. Bald darauf mußten wir einen Fluß durchwaten. Eine volksdeutsche Frau mit zwei Kindern schien am Ende ihrer Kraft zu sein, und sie konnte kaum noch folgen. Da trat eine vertierte Gestalt an die Frau heran und entriß ihr beide Kinder und warf sie in den Fluß. Was für jammervolle Szenen sich oftmals abspielten, ist einfach unbeschreiblich.

Am anderen Tage wurden wir in fünf Viehwaggons verladen; bei der großen Hitze wurden viele ohnmächtig. Nach einer Stunde Fahrt hieß es wieder heraus, da deutsche Flieger die Gleise bombardiert hatten und wir infolgedessen nicht weiter konnten. Wir marschierten dann weiter auf Warschau zu. Der Durst war hier das Allerschlimmste. Viele Männer und Frauen sanken erschöpft zur Erde. Wenn wir ihnen helfen und sie mitschleppen wollten, wurden wir mit Gewehrkolben und Bajonettstichen weitergetrieben. Dabei bekam auch ich einen Bajonettstich in den Fuß. Auch hat dieser rabiate Bursche mir die Zähne ausgeschlagen. Ein alter Mann, der von zwei anderen Deutschen mitgeschleppt wurde, jammerte fortwährend nach Wasser. Es war erschütternd, zu sehen, wie ein Kamerad sein letztes Stückchen Gurke aus der Tasche zog, es zerkaute und es dem alten Mann, der nicht mehr beißen konnte, als Erfrischung gab. Und so versuchte einer dem anderen sein Leid und seine Schmerzen soweit als irgend möglich zu lindern, obwohl jeder jetzt am Ende seiner Kraft war.

Da die Polen fürchteten, der Verschlepptenzug könnte von deutschen Fliegern beobachtet werden, marschierten wir meistens nur bei Nacht. Wir ernährten uns von rohen Kartoffeln, Gurken und Gras. Den Durst löschten wir vom Tau, der des Morgens auf Gräsern und Blättern lag. Die Teuflichkeit unserer Begleitmannschaften bestand manchmal darin, daß einzelne Kameraden herausgegriffen wurden und

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id318594536-19410100/377